

Ursula Gelis

Global Women's Association against Nuclear Testing (GWANT), 'Nein zu Nuklearwaffen', Norwegen

Das Zeitalter der Störfälle: Einblicke in das Chaos von Tschernobyl

Interview mit Anatolij Gubariev, der als 'Liquidator' im havarierten Atomreaktor arbeiten musste.

"Meine Tochter sagte kürzlich: 'Mama, wenn ich mal eine Missgeburt haben sollte, werde ich sie trotzdem lieben'..."¹



Foto: Igor Kostin (1936-2015).

<https://www.google.no/search?q=igor+kostin&biw=1600&bih=775&tbn=isch&tbo>

Der Atomstaat als System der Unterdrückung

Schon in meiner Schulzeit wurde uns das Wort 'Störfall' als unproblematisch verkauft. Im Weser-Kurier vom Januar 1981 stand zu lesen: "Atom-Störfälle lassen Paris gleichgültig. La Hague [Plutoniumfabrik, Wiederaufbereitungsanlage]² vorübergehend stillgelegt." - Sie ist bis heute in Betrieb.

Diesen Artikel klebte ich damals in Robert Jungks Buch "Der Atomstaat. Vom Fortschritt in die Unmenschlichkeit" von 1977 ein. Jungk beschreibt eine 'Plutoniumzukunft', die uns alle unserer menschlichen Freiheit beraube.³ Dabei

1

Swetlana Alexijewitsch. Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft. Berlin 2006, S. 236.

2 Siehe: Greenpeace: Wiederaufbereitung in La Hague.
<https://www.greenpeace.de/themen/energiewende-atomkraft/atommuell/wiederaufarbeitung-la-hague>

3 Siehe: Plutonium. Tödliches Gold des Atomzeitalters. IPPNW-Studienreihe Band 5. 2. Auflage. 1994.

ginge es nicht nur um die Verseuchung der Umwelt durch radioaktive Substanzen, sondern auch um Sabotage und Atomterror (Seite XI).

Jungk sieht im Atomzeitalter eine neue Dimension der Gewalt, da unter anderem die 'friedliche' Nutzung der Kernenergie von ihren militärischen Komponenten, wie der Produktion von Atomwaffen, nicht zu trennen ist.

Er geht soweit, den Atomstaat als ein Gebilde zu betrachten, das sich mit Notwendigkeit in eine Art Konzentrationslager verwandeln muss, um die tatsächlich unmögliche komplette Sicherheit der gefährlichen Industrieanlagen zu 'gewährleisten' (Seite XII).

Zur Mentalität des Kontrollstaates gehört die Taktik, dass die Bevölkerung so wenig wie möglich darüber wissen soll, was sich hinter den Mauern der Anlagen abspielt. Störfälle, 'Beinahe-Katastrophen' und irreversible globale Unfälle werden verharmlost, umdefiniert und sollen so schnell wie möglich dem Vergessen anheimfallen.

Tschernobyl ist "ein Problem der ganzen Menschheit", sagt die ukrainische Journalistin Alla Jaroshinskaja, die für ihre Enthüllungen 1992 den Alternativen Nobelpreis erhielt.



Anatolij Gubariev beim Papst, 20.4.2016
Copyright: IBB Dortmund - L'Ossovatore Romano

Zeugnis ablegen

Auch der Ukrainer Anatolij Gubariev hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, gegen das Vergessen von Tschernobyl anzukämpfen, seitdem der Reaktorunfall sein Leben radikal veränderte.

Zeitungsmeldung: Montag, 28.4.1986, - zwei Tage nach der Havarie im Reaktor des Kernkraftwerks von Tschernobyl, in der ehemaligen Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik -: "Das AKW Forsmark, nördlich von Stockholm, wird geräumt, nachdem ausserhalb der Anlage in einem Umkreis von vier Kilometern radioaktive Strahlung gemessen worden war [...]. Die

Gesamt[radio]aktivität sei auf das 15-fache des Normalwerts angestiegen.“⁴ - So erfuhr der Westen von der nuklearen Katastrophe in der damaligen Sowjetunion.

Anatolij leitet heute den Liquidatorenverband "Sojus [Union] Tschernobyl" in Kharkov, Ukraine. Diese Organisation wurde 1988 gegründet und war die erste Vereinigung, die sich für die Belange der Menschen einsetzte, die in Räumkommandos, als sogenannte Liquidatoren, in der Tschernobyl-Zone nach dem Unglück arbeiten mussten.

Schätzungsweise wurden zwischen 600.000 bis 800.000 Menschen am Unfallort tätig. "Die genaue Zahl [...] ist unbekannt, da keine exakte Erfassung erfolgte, und [die Liquidatoren] nach ihrem Einsatz einfach in den normalen Alltag entlassen wurden.“⁵ – Wenn sie denn überlebten.

Zu dieser Zeit existierte ein Verbot, die gesundheitlichen Folgen des Reaktorunfalls zu problematisieren. "Nachrichten über die Verstrahlung des Personals bei der Beseitigung von Folgeschäden nach der Havarie im KKW Tschernobyl sind Verschlussache. - Chef der Dritten Hauptverwaltung des Gesundheitsministeriums der UdSSR Schulshenko.“⁶

Im Jahre 1991 unterzog sich Anatolij in Deutschland einer onkologischen⁷ Untersuchung. Ein Gefäßkrebs wurde diagnostiziert. Er verdanke sein Leben den Operationen in Deutschland, sagt er. Andere Krebserkrankungen folgten. Der letzte Eingriff fand im August 2015 statt.

4

Lutz Mez. 'Der Super-Gau im Atomkraftwerk Tschernobyl. Eine Chronik der Nachrichten, Informationen und Spekulationen'. In: Klaus Traube u.a. Nach dem Super-Gau. Tschernobyl und die Konsequenzen. Hamburg 1986. S. 20.

5

Astrid Sahm. Liquidatoren – die vergessenen Retter Europas. In: Verlorene Orte. Gebrochene Biographien. Hg. IBB Dortmund/IBB 'Johannes Rau', Minsk, o. J., Seite 56.

6

Alla Jaroshinskaja. Verschlussache Tschernobyl. Die geheimen Dokumente aus dem Kreml. Berlin 1994, S. 35.

7

Onkologie: Lehre von den Geschwulstkrankheiten.

Zwei Leben

„Mein Leben teilt sich in zwei Abschnitte“, sagt Anatolij ruhig, „in die Zeit vor Tschernobyl und die Zeit danach.“ Er ist 1960 geboren worden und war 1986, zur Zeit des Einsatzes in Tschernobyl, 26 Jahre alt.

Damals arbeitete Anatolij in einer Fabrik zur Werkzeugherstellung in Kharkov. Bevor Anatolij zum Militärdienst ging, studierte er zwei Jahre (1977-79).

Als er seinen Militärdienst ableistete (1980-82), ging es an den Balkash, den grossen See im heutigen Kasachstan. Von einem geheimen Spionagezentrum aus beobachtete man Raketentests in England. Von den sowjetischen Atomtests (1949-1989) im Nordosten Kasachstans wusste Anatolij nichts.

Nach den zwei Pflichtjahren in der Armee folgten Fernstudium und die Arbeit in der Werkzeugfabrik. „Ich trieb viel Sport, war kerngesund und hatte nur eine Zahnplombe“, beschreibt er lächelnd seine Lebenssituation vor der Katastrophe.

Vom 4. Mai bis 7. Juni 1986 (35 Tage) hielt sich Anatolij in Tschernobyl auf. Nach der Beendigung seines Einsatzes stellten sich schon zwei Wochen später erste gesundheitliche Probleme, wie Gedächtnisverlust, ein. Klinikaufenthalte begannen...

Aufforderung zum Abmarsch

Anfang Mai 1986 war gerade Ostern, und Anatolij hatte zu den Festtagen seine Mutter in deren Dorf besucht. Gegen acht Uhr abends kehrte er nach Kharkov zurück. Es regnete-, und Anatolij suchte rasch Schutz in seinem Hauseingang. Unbemerkt für ihn, traten andere Männer hinzu. Er schaffte es gerade noch, seine Haustür aufzuschließen, als er von hinten in seine Wohnung hineingeschoben wurde. Mit den Worten: „Sie sind doch der Gubariev, nicht wahr?“, wurde ihm eine schriftliche Aufforderung überreicht.

Aus der Vorladung erfuhr er, dass er sich innerhalb von einer Stunde beim regionalen Militärkommissariat zu melden hatte. Nur mit dem Pass und dem Militärdienstausweis ausgerüstet, machte sich Anatolij auf den Weg. Zu diesem Zeitpunkt wusste er nur, dass er sich am Sammelpunkt der Behörde im Pionierpalast einfinden sollte.

Bei seiner Ankunft befanden sich etwa 150 Leute dort. Eine Stunde später hatte sich deren Anzahl bereits verdoppelt. Ihm wurden seine Ausweise ohne weitere Erklärungen weggenommen. Einem jungen Nachbarn, den Anatolij zufällig traf, riet er, seine Dokumene nicht abzuliefern. Er wollte den gerade aus dem Militärdienst Entlassenen beschützen.

Was war geschehen? Im Radio war schon von Tschernobyl die Rede gewesen. Das hatte Anatolij bereits misstrauisch gemacht. In der Sammelstelle waren Männer aus allen Berufen und verschiedenen Altersgruppen eingetroffen.

In den ersten Monaten wurden die Einsatzkräfte aus der näheren Umgebung des Unglücksherdes zusammengetrommelt. Die Entfernung zwischen Kharkov und Tschernobyl beläuft sich auf 660 Kilometer.

Plötzlich tauchten zwölf Autobusse auf, in denen die 'Rekruten' abtransportiert wurden. Nach 2,5 Stunden kamen sie an einen Ort und hielten vor dem dortigen Kulturpalast. Soldatenkleidung wurde ausgegeben, und sie sollten sich auf dem Fußboden des Gebäudes zum Schlafen hinlegen. Keine zusätzlichen Informationen wurden den Männern gegeben, als man sie um 4 Uhr 30 morgens aufweckte. Dann begann die Zusammenstellung der Abteilungen nach militärischem Rang und der Spezialisierung, die der Einzelne im Militär erworben hatte.

Anatolij fand sich als Mechaniker in einem 'Feuerbataillon' wieder. Vom Wirtschaftswissenschaftler zum Mechaniker im Katastropheneinsatz in weniger als zehn Stunden! Fünf Tage Schulung folgten, in denen die Handhabung von Löschschläuchen und andere Brandbekämpfungsfähigkeiten erlernt werden sollten. "Wir erhielten Gasmasken, aber nicht ein Wort über Radioaktivität fiel." Anatolij meint, dass selbst die oberen Militärs von solchen Gefahren nichts wussten.

Busse mit Rekruten und Geräten setzten sich nach Iwankov, einem Ort 60 Kilometer von Tschernobyl, in Bewegung. Dort wurde ein Zeltlager auf einer Wiese aufgeschlagen. "Ich hatte ja Grundkenntnisse über Radioaktivität aus meinem Physikunterricht", sagt Anatolij. "Unsere Betten stellten wir selbst aus Holz her." Anatolij bemühte sich, die Schlafstellen weit über dem Boden einzurichten, ca. 90 cm erhöht, damit ein größerer Schutz gegen Radionukleide gegeben sein würde. Die anderen lachten nur, erinnert er sich, und fanden diese Maßnahmen überflüssig. Damals dachte Anatolij, dass seine Mitstreiter ihm noch einmal für diese Vorsorge dankbar sein würden.

Kein Jod wurde im Zeltlager verteilt; erst bei der lebensbedrohlichen Arbeit am Reaktor erhielten die Liquidatoren Jod. Dieses Jod sollte verhindern, dass sich radioaktives Jod in der Schilddrüse ablagern konnte.



Tschernobyl 1986

Photo: Oleg Veklenko

Einsatz als 'Bioroboter'

- Roboter versagten den Dienst wegen der hohen Strahlenwerte. Deshalb nennt man Liquidatoren auch Bioroboter, da sie nicht aufgaben. -

Eine Woche später erging der Befehl, sich für die Abfahrt nach Tschernobyl bereitzumachen. "Als wir in den Bus einstiegen, stellte sich plötzlich heraus, dass kein Fahrer zur Verfügung stand," bemerkt Anatolij. Also fuhr er, der gar keinen Führerschein hatte, das Feuerwehrauto in Richtung Reaktor! So ging es bis zur Feuerwehrrstation in Tschernobyl. Erst dort wurde den Männern erläutert, welche Aufgaben sie auszuführen hätten.

In der Nacht auf den 19. Mai entzündeten sich Kabel zwischen dem 3. und 4. Reaktorblock, wodurch eine zusätzliche Gefahr an der Anlage entstand. Da wurde Anatolij zum ersten Mal in den Reaktor hineingeschickt.

Im Administrationsgebäude befand sich eine 2x2 Meter grosse Wanne, in der das Jod lag. Alle Arbeiter mussten mit den Stiefeln durch diese Jodwanne, um zu verhindern, dass sich radioaktives Jod an den Schuhen festsetzte. Beim Weg in den Reaktor hinein wurden dann Jodtabletten ausgegeben.

Die Arbeitskommandos bestanden aus 2-4 Personen, die einfach nur abwarten sollten. Anatolij wartete so 1,5 Stunden, bis man ihn abholte. Sie wurden aufgefordert, Gummianzüge, die vor Chemikalien schützen sollten, anzuziehen. Niemand wußte was los war. 300 Liquidatoren warteten so in dieser Nacht in der akuten Gefahrenzone, während nur 50-80 zum Einsatz kamen!

Neben der grünen Schutzkleidung bekam Anatolij zwei Wasserschläuche ausgehändigt. Man sprang in Autos und wurde zum Reaktorblock Drei gefahren. Dort war die Wasserzufuhr in Ordnung. Hier hörte Anatolij, dass ihn dort, wo er gerade stand, eine Strahlung von 2 Röntgen umgab. Man zeigte auf eine

Metalltür und teilte ihm mit, dass dahinter 60 Röntgen gemessen wurden. Ihm wurde nicht verschwiegen, dass dort, wo er arbeiten sollte, 200 bis 600 Röntgen zu erwarten waren!

Die Stahltür ging auf, und mit einer Leiter bewaffnet kletterte Anatolij eine Etage im Gebäude nach oben. Dort erblickte er Wasserschläuche, die in Richtung des Feuers ausgelegt waren.

Man folgte der 'Schlangenspur' bis zu ihrem Ende. Dort bestand die Aufgabe darin, die mitgeführten Schläuche mit dem Ende der dort befindlichen Schlange zu verbinden. Dann sollte schnell bis zur Feuerstelle vorgedrungen werden, um zu versuchen, den Brand zu löschen.

Ihnen war gesagt worden, dass bei solchen Strahlendosen der Aufenthalt vor Ort nicht mehr als zwei Minuten dauern dürfte. Gleichzeitig wurde mitgeteilt, dass unter sieben Minuten die Aufgabe nicht ausgeführt werden könne. Auch wurde zu Bedenken gegeben, dass jeder mit seinen Kräften haushalten müsste, damit er den Rückweg auch schaffen würde.

Hitze und beissender Geruch

Wie sollte man schnell zurücklaufen mit einem völlig durchgeschwitzten Gummianzug voller Wasser, der sehr schwer geworden war? Im Falle Anatolij kam noch eine andere Schwierigkeit hinzu. Die Anzüge waren maximal auf eine Körpergröße von 1,86 m berechnet, was für einen Mann von 1,90 m ein Problem darstellte.

Es war schwierig, das Ende des Schlauches überhaupt zu finden. Sie befanden sich in einem dunklen Tunnel, der ungenügend durch kleine Lampen beleuchtet war. Eine Betonklappe hatte sich gehoben, die es zu überspringen galt. Einer fiel hinab und starb zwei Jahre später an den Folgen.

Mund und Nase waren mit einer Bedeckung geschützt, während es keine Brillen gab! Die Masken aus Kunststoff erwiesen sich wegen der Hitze als unerträglich, und die Männer rissen sie sich vom Gesicht und atmeten weiter ohne Schutz!

Die unhandlichen Schläuche, - jeder trug zwei - , die sich immer wieder verhedderten, erschwerten die Arbeit enorm. "Ich hatte die ganze Zeit Angst, dass wir die Endstelle des vorherigen Schlauches nicht finden würden!", sagt unregelmässig atmend Anatolij.

Die Liquidatoren bekamen keine Konstruktionspläne und wurden buchstäblich ins Dunkle geschickt. Schlauch schloss sich an Schlauch, und langsam näherte man sich dem Brandherd. "Ich hörte nur noch mein Herz", erinnert sich Anatolij.

Zur Hitze und dem Gestank der brennenden Kabel gesellte sich ein Geräusch, als ob Wasser die Wände hinablief. Der Brandherd befand sich nahe am Reaktorblock Vier. Das lässt vermuten, dass die Liquidatoren, die am weitesten

zum Feuer vordrangen, auch der höchsten Strahlung ausgesetzt waren, da der Reaktorblock Vier havariert war.

Für Anatolij's Empfinden dauerte der Rückweg durch den Tunnel eine Ewigkeit. "Dort habe ich die größte Angst meines Lebens erlebt!" Als er wieder durch die Stahltür trat, wurde die Zeit gemessen. Statt den erlaubten zwei Minuten-, war Anatolij ganze siebzehn Minuten im Tunnel gewesen.

Dann wurde neben Block Drei geduscht. Das war 50 Meter vom Reaktorblock Vier entfernt! Anatolij bekam den Gummianzug nicht vom Körper! "Mir wird heute noch schlecht, wenn ich an den Kampf mit dem Anzug denke. Ich hatte große Angst!"

Die Erschöpften erhielten die weiße Kleidung des Reaktorpersonals. Ein Auto kam mit den nächsten acht Liquidatoren, und Anatolij und die sieben anderen warteten noch eine Stunde ungeschützt im Transporter! All dies spielte sich 50 Meter vom Reaktorblock Vier ab. Anatolij ist sich sicher, dass sie im Auto warten mussten, weil sie in der weißen Kleidung wie Gespenster aussahen, die die anderen im Verwaltungsgebäude sicherlich erschreckt hätten.

Der Körper rebellierte

Die Fahrt ging nicht ins Zeltlager zurück, sondern in die Schule des vier Kilometer entfernten Dorfes Saliecija. "Dort begann das Schrecklichste. Mein Körper reagierte auf die hohe Strahlendosis. Ich wurde apathisch und hatte das Gefühl, überall sofort einschlafen zu können. Ich habe mich bemüht, nicht einzuschlafen.

Als ich vor die Tür trat, sah ich meinen 21-jährigen sich erbrechenden Nachbarn aus Kharkov. Ich habe erst später erfahren, dass eine Dosis von 200 Röntgen zu solchen Konsequenzen führt. Der Junge bat mich, ihn festzuhalten, und dann habe ich ihn umarmt. So standen wir zwei Stunden an einen Baum gelehnt. Ich war selber halb ohnmächtig. Vielen ging es so. An Essen und Trinken war nicht zu denken, da ja nichts im Körper blieb."

Ab zwölf Uhr mittags tauchten Krankenwagen auf. Die Bewusstlosen oder diejenigen, die kurz davor waren, das Bewusstsein zu verlieren, wurden ins Hospital nach Kiew abtransportiert. "Auch mein Nachbar wurde abgeholt," bemerkt Anatolij. Er selbst schleppte sich in die Sporthalle der Schule und versank in einen 24-stündigen Schlaf.

Er vermutet, dass in der Nacht etwa 80 Leute am Reaktor gearbeitet hatten und danach in der Schule schliefen. Die in dieser Nacht nicht zum Einsatz gekommenen Männer fuhren in das 'saubere' Lager Iwankowa zurück. Von den 80 Liquidatoren verschwanden 50 am nächsten Tag in den Kiewer Krankenhäusern, während Anatolij in der Sporthalle versuchte, wieder zu Kräften zu kommen.

Menschenmaterial

„Dann hatte ich verstanden, dass wir Verbrauchsmaterial sind,“ betont Anatolij. Er hatte das Gefühl, dass man jetzt erst die ohnehin schon Verstrahlten 'verbraucht'. Nach zweitägiger Pause ging es zum erneuten Einsatz am Reaktor. Nur einmal wurde Anatolij eine Blutprobe entnommen. Sonst geschah nichts.

Durch die immense Wassereinleitung in den Block bestand die Gefahr einer Dampfexplosion. Deshalb musste das Wasser wieder abgepumpt werden.

Der neue Arbeitsplatz befand sich zwei Etagen tiefer im Reaktorgebäude Drei. Jetzt musste Anatolij die Pumpe bedienen. Das verseuchte, abgepumpte Wasser landete in den Wasserbecken, aus denen vorher das Löschwasser entnommen worden war. Diese befanden sich unter freiem Himmel.

Nach dem erneuten Einsatz wurden die Männer wieder in die Schule zurückgefahren. Zu seiner nächsten Aufgabe fand sich Anatolij im Verwaltungsgebäude der Reaktoranlage wieder. Von hier aus wurden auch die Einsätze in der evakuierten 30 Kilometer-Zone koordiniert.

Sie führen in die Dörfer und wuschen die Dächer der Häuser ab. Man dachte zu diesem Zeitpunkt noch, dass die Bewohner in Bälde zurückkommen könnten.

Ende Juni 1986 wurden diese Vorstellungen aufgegeben, da die radioaktive Strahlung eine Rückkehr ausschloss. Im Umkreis von 10 Kilometern begannen sie, die Dörfer einzugraben. Dazu standen Militärfahrzeuge zur Verfügung. Niemand sollte zurückkommen und kontaminierte Gegenstände entfernen können.

Bis Ende Mai hatte die sowjetische Regierung noch angenommen, dass der Reaktorblock Vier irgendwie unter Kontrolle gebracht werden und danach der normale Betrieb wieder anlaufen könnte.

Nachdem Reaktorblock Vier explodiert war, hatte man Block Drei, der sich direkt an den Havarierten anschloss, sofort abgestellt. Block Eins und Zwei liefen im Normalbetrieb weiter. Das Reaktorpersonal bediente also die nicht beschädigten Blöcke weiter, während die Liquidatoren verzweifelt an der Unglücksstelle arbeiten. Das Personal wurde für ein paar Tage von anderen Orten zum Reaktor gefahren, und nach ein paar Tagen kam ein anderes Team zur Arbeit. Alles ging hin- und her.

Am 20. Mai hatte Anatolij schon die nach damaligen Standards als Obergrenze veranschlagte radioaktive Dosis von 25 Röntgen erreicht. Trotzdem ging der Einsatz weiter.

Am 7. Juni wurden ihnen Karten ausgehändigt, die über den Grad ihrer Verstrahlung Auskunft gaben. Der Verantwortliche hatte Angst, dass er für die dort verzeichneten Werte zur Verantwortung gezogen werden könnte. Anatolij las: 52,6 Röntgen!

Es gibt kein fremdes Unglück

Nach zwei Tagen Pause zuhause in Kharkov, ging Anatolij wieder in die Fabrik zur Arbeit. Übelkeit, Kopfschmerzen, und dann die Ohnmacht. Es ging ins radiologische Institut in Kharkov. Einen Monat dauerte die stationäre Behandlung. Im Krankenhaus trafen sich die Liquidatoren wieder. Ebenso fanden sich die Bewohner aus der Dreißig-Kilometer-Zone ein. Ihre Verstrahlungswerte wurden gemessen. Die Norm war um das Hundertfache überschritten!

1987, als Anatolij zum zweiten Mal ins Krankenhaus musste, und ein Kollege vom Reaktoreinsatz gestorben war, entwickelte sich sein Bewußtsein über den Zusammenhang zwischen der Reaktorkatastrophe und den Erkrankungen weiter. Alle sechs Monate hieß es dann, sich für mindestens 20 Tage stationär ins Hospital zu begeben. Seit dieser Zeit muss Anatolij jedes Jahr ins Krankenhaus.

Den Liquidatoren wurde damals jedoch eingeredet, dass ihre Krankheiten nichts mit Tschernobyl zu tun hätten. Anatolij dachte: "Was passiert mit meiner Frau, wenn ich an den Folgen meines Einsatzes am Reaktor sterbe?" Im Institut für Radiologie setzten sich einige Betroffene zusammen und entschieden, eine Organisation für die Tschernobyl-Arbeiter und deren Familien zu gründen.

1988 wurde der Verband unter dem provisorischen Namen 'Es gibt kein fremdes Unglück' gegründet. Später wurde er in 'Union Tschernobyl' umbenannt. Es ging zunächst um die Unterstützung der Liquidatoren. Da sich die Sowjetunion in Auflösung befand, gelang es ihnen, das Krankenhaus aktiv in die Versorgung der Opfer einzubeziehen. Wo früher die Parteibonzen Bevorzugung genossen, wurde jetzt den Strahlenkranken Priorität eingeräumt.

Bald herrschte Lebensmittelknappheit, und die Organisation bemühte sich um die Versorgung der Tschernobyl-opfer. 1990 wurde an einem Gesetz über die Betroffenen der Reaktorkatastrophe in der Ukraine gearbeitet. Ein Jahr später trat es in Kraft. Anatolij berichtet, dass seine Krankenakten in keiner Weise eine Verbindung zu Tschernobyl herstellen. Erst durch die Untersuchungen in Deutschland erfuhr er von seinen Krebserkrankungen.

Die Ärzteschaft bestand aus netten und anderen Charakteren. "Faktum ist", so Anatolij, "dass es verboten war, die richtige Diagnose zu stellen." Die offizielle Version war, dass es keine Opfer von Tschernobyl gäbe. Deshalb wurden auch die Liquidatoren diskriminiert; erst nach dem Inkrafttreten des Gesetzes von 1991 änderte sich das.

"Ich glaube, wir sind wieder in die Anfangszeit unserer Organisation versetzt worden, weil gegenwärtig die größte Diskriminierung uns gegenüber herrscht", bemerkt Anatolij nachdenklich. "Dafür gibt es keine logische Erklärung. Ich frage mich, wie ein Mensch und seine Familie von 85 Euro im Monat überleben sollen. Zudem kosten Medikamente bei uns wesentlich mehr als in Deutschland!"

"Der 1991 nach unserem 'Liquidatorenschutz'-Gesetz gegründete Expertenrat war sehr hilfreich damals. Seit zehn Jahren nimmt die Unterstützung für die

Opfer kontinuierlich ab. Das Interesse für uns ist anderen Themen gewichen. Es ist auch möglich, dass die Atomindustrie hierbei eine Rolle spielt.”

Was kostet ein Menschenleben?

Es sei schwer, die Menschen von der Existenz alternativer Energien zu überzeugen, sagt Anatolij, auch weil der Preis für Erdgas gerade wieder erheblich gestiegen ist! Fünf Atomkraftwerke seien zur Zeit in der Ukraine in Betrieb, meint er. Die Oligarchen und die Atomlobby wollen die Atomkraft natürlich nicht diskreditiert sehen.

Die Folgen der nuklearen Katastrophe von Tschernobyl beeinflusst das Leben in jeder Minute. Wenn Anatolij's Tochter krank wurde, dachte er sofort, dass er daran Schuld sei. Deshalb verzichtete er auch auf weitere Kinder.

”Wir müssen genau wissen, wie hoch der Preis ist, den wir für die Existenz der Kernenergie bezahlen. Nur ökologisch verträgliche Technologien können uns die Zukunft sichern. Wir hören manchmal die Frage, was es kostet, die Tschernobyl-Folgen zu beseitigen? Darauf kann man wohl nur mit einer Gegenfrage antworten: Was kostet ein Menschenleben?”



Kreisau, Polen. Oktober 2014. Foto: U. Gelis

Anatolij's Organisation sammelt Augenzeugenberichte. Fachleute von der Universität Kharkov unterstützen sie dabei. Zweihundert Geschichten gibt es schon. Zum 30. Jahrestag soll ein Buch darüber auf Russisch erscheinen. Übersetzungen werden folgen. Damit wird wohl die Tschernobyl-Geschichtswerkstatt in Kharkov betraut werden, die in enger Kooperation mit dem Internationalen Bildungs –und Begegnungswerk Dortmund in Deutschland steht (www.ibb.org.ua).

“Nach welchen Gesetzen, wie schnell breitet sich Radioaktivität aus, günstigenfalls und ungünstigenfalls. Günstig für wen?”

Aus: Christa Wolf. Störfall. Nachrichten eines Tages. 1987.⁸

Das Interview wurde bei der IBB-Tagung in Geseke im Oktober 2015 geführt.

Übersetzerin (Russisch/Deutsch) während des Interviews: Ida Betke, Hannover .
Verein: 'Strahlenfolgen atomarer Waffentests in Semipalatinsk'. www.sawts.de.

Oslo, April 2016

8

Christa Wolf. Störfall. Frankfurt 2009, S. 15.